

ULRIKE BLIEFERT (Hrsg.)

DER KUSS DER GRÜNEN FEE

Kriminelle
Absinth-Geschichten



DRYAS

Ulrike Bliefert
(Hrsg.)

DER KUSS
DER
GRÜNEN FEE



DER KUSS DER GRÜNEN FEE

Kriminelle Absinth-Geschichten

herausgegeben

von

Ulrike Bliefert



DRYAS

Das für dieses Buch eingesetzte Papier ist ein Produkt aus nachhaltiger Forstwirtschaft.

1. Auflage 2014

© Dryas Verlag

Herausgeber: Dryas Verlag, Frankfurt am Main,
gegr. in Mannheim.

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme vervielfältigt oder verbreitet werden.

Herstellung: Dryas Verlag, Frankfurt am Main

Lektorat: Ulrike Bliefert, Berlin

Korrektur: Andreas Barth, Oldenburg

Umschlagabbildung: © Sophie Freiwald, Guter Punkt, München
(www.guter-punkt.de) unter Verwendung eines Motives
von Ulrike Bliefert

Graphik: „Melusine“ © Olena Antonova - Fotolia.com

Satz: Dryas Verlag, Frankfurt am Main

Gesetzt aus der Palatino von Linotype

Druck: Aalex Buchproduktion GmbH, Großburgwedel

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN: 978-3-940855-51-0

www.dryas.de



INHALTS- VERZEICHNIS

<i>Ulrike Bliefert</i> – Vorbemerkung	7
<i>Kathrin Lange</i> – Des Mordes schuldig	9
<i>Christiane GÜth</i> – Milchkrieg	33
<i>Aje Andrea Brücken</i> – Vom Glück und Unglück am Rande des Abgrunds	41
<i>Peter Hoefl</i> – Das Ohr	65
<i>Gisela Witte</i> – Mädchen für alles	83
<i>László I. Kish</i> – Pandoras Büchse	101
<i>Ulrike Bliefert</i> – Cherchez la femme	125
<i>Marie Reiners</i> – Martha	137
<i>D. C. Chill</i> – Der revolutionäre Geist <i>oder</i> Iljitsch trinkt nicht	157
<i>Lisa Lohtander</i> – Magdalenas Tagebuch	183
<i>Biographien</i> – Die Autorinnen und Autoren	205



VORBEMERKUNG

„Ein Glas Absinth ist so poetisch wie alles in der Welt“, schrieb einst der große Oscar Wilde. „Was ist der Unterschied zwischen einem Glas Absinth und einem Sonnenuntergang?“

Verehrter Mr. Wilde, zunächst einmal ist ein Sonnenuntergang rot-rosa-gelb-orangefarben und Absinth ist grün, milchig weiß oder gänzlich farblos. Und darüber hinaus zeitigt auch das exzessivste Betrachten eines Sonnenuntergangs in der Regel weder geistige noch körperliche Spätfolgen, was man zumindest zu Ihrer Zeit vom Absinth-Genuss nicht behaupten konnte.

Aber selbstverständlich, Mr. Wilde, ist Ihre provokante Frage dem britischen – speziell dem Ihnen eigenen – Humor geschuldet, und wir haben Sie verstanden! Heutzutage würde Ihre Aussage vermutlich auf einen kreisrunden, weißen Sticker reduziert:

Großes i, rotes Herzchen
und ein Glas mit grüner Flüssigkeit

=

I love Absinth.

In diesem Sinne wird es Sie – in meiner Vorstellung

gemeinsam mit Ihren Künstlerkollegen Toulouse-Lautrec, Hemingway und van Gogh auf einer grünen Wolke sitzend, Cléo de Mérode und der Schönen Otéro zuprostend – und natürlich Ihnen, liebe heutige Leser – gefallen, dass sich hier zehn Autorinnen und Autoren des 21. Jahrhunderts zusammengefunden haben, um der geliebten Grünen Fee literarisch die Ehre zu erweisen.

Cheers, Mr. Wilde!
Santé, messieurs dames!

Ulrike Bliefert



Kathrin Lange

DES MORDES SCHULDIG

Cowvet, 1797

„Nein!“ Mit einem panischen Schrei fuhr Pierre neben ihr aus dem Schlaf in die Höhe.

Marie Henriod gähnte und stützte sich auf einen Ellenbogen. Ihr langes, blondes Haar, das sie tagsüber unter einer Haube verbarg, aber des Nachts zu einem dicken Zopf flocht, rutschte ihr über die Schulter. „Du hast geträumt, Doktor“, murmelte sie.

Pierre saß aufrecht in seinen Kissen. Sein Gesicht war feucht vom Schweiß, sein Blick auf etwas gerichtet, das nur er zu sehen vermochte. Etwas aus seiner Vergangenheit, das ihn Nacht für Nacht quälte, sodass er sich wie im Fieber auf seinem Lager hin- und herwarf und wieder und wieder immer nur einen Satz wimmerte:

„Wir dürfen das nicht!“

Marie hob eine Hand, zögerte kurz und legte sie Pierre auf den verkrampften Oberarm. „Es war nur ein Traum! Du bist nicht mehr in Paris!“

Es waren die magischen Worte, die ihn gewöhnlich zu

ihr zurückbrachten, und sie brachen auch heute wieder den Bann, in den der Alptraum ihn geschlagen hatte.

Nicht mehr in Paris!

Er blinzelte, einmal, zweimal, dann wandte er langsam den Kopf. Wie immer dauerte es einige Herzschläge, bis er wieder vollständig bei ihr war, bis sich sein Blick klärte und er begriff, dass sie Recht hatte.

Er war nicht mehr in Paris.

Er war hier bei ihr. Im Val-de-Travers, weit entfernt von der französischen Hauptstadt, deren Pflaster vermutlich noch immer rot war von all dem Blut, das in den letzten Jahren von den Guillotinen geflossen war.

Marie setzte sich aufrecht hin, und um es bequemer zu haben, stopfte sie sich ihr Kissen im Rücken zurecht. Ihr Blick fiel auf den Ansatz ihrer Brüste und sie zog den Ausschnitt des Nachtgewandes, der sich während ihres Schlafes geöffnet hatte, unter dem Kinn zusammen. „Wovon träumst du?“

Sie fragte ihn das immer wieder einmal, aber bisher hatte er ihr nie eine zufriedenstellende Antwort gegeben. Zu gern hätte sie gewusst, was er erlebt hatte, in Paris, in jenen Tagen vor inzwischen mehr als vier Jahren, als er aus der großen Stadt geflohen war. Sie fragte sich oft, ob er zu den Revolutionären gehört hatte oder zu jenen, die versucht hatten, den König vor dem Mob zu bewahren und seinen Kopf zu retten. Manchmal ertappte sie sich dabei, dass sie sich vorstellte, wie er in dem Pulk mitlief, der die Bastille gestürmt hatte, und dann betrachtete sie ihn mit noch viel verliebteren Augen, als sie es ohnehin schon tat.

Ihr Pierre.

„Wovon träumst du?“, wiederholte sie, weil er ihr nicht geantwortet hatte.

Aber er schüttelte den Kopf. Einmal nur, ein einziges Mal, hatte er ihr auf diese Frage eine Antwort gegeben, aber sie war so düster und rätselhaft gewesen, dass sie Marie Angst gemacht hatte.

„Davon, dass ich des Mordes schuldig bin“, hatte er gesagt.

Sie hatte lange gebraucht, bis sie gewagt hatte, die Frage erneut zu stellen.

„Schlaf weiter!“, murmelte Pierre jetzt und gab ihr einen sanften Kuss auf die Stirn. „Es tut mir leid, dass ich dich geweckt habe.“

Er legte sich wieder hin.

Marie tat es ihm gleich. Sie gähnte und streckte sich lang aus. Sie würde wieder einschlafen können, das wusste sie, aber sie wusste auch, dass Pierre den Rest der Nacht wach liegen und in die Finsternis starren würde.

Der Tag dämmerte mit Nebelfetzen herauf, die jedoch schon bald von der Sonne aufgezehrt werden würden. Es würde warm werden, das spürte Marie, als sie die Fensterläden weit aufstieß und den Morgen in ihre Kammer ließ.

Der Traum hatte keine nennenswerten Auswirkungen auf Pierres Laune. Beim Frühstück sprach er ebenso freundlich mit ihr wie stets. Er gab ihr ein paar Anweisungen, was sie tagsüber zu tun hatte. Heute sollte sie in den Garten gehen und Wermut ernten. Es war an der Zeit, neues Elixier herzustellen, sagte Pierre,

da er das letzte soeben eingesteckt habe und dem Sohn der Witwe Marcellin gegen seine Leibkrämpfe geben werde.

Marie nickte gehorsam. Sie liebte es, in ihrem Garten zu werkeln, nach den verschiedenen Kräutern zu sehen und darauf zu warten, dass sich die Blüten entwickelten, die Pierre für eine Medizin brauchte. Nicht zum ersten Mal dankte sie ihrem Schöpfer dafür, dass er Pierre in ihr kleines Dorf geführt hatte und dass er – der weit gereiste Doktor der Medizin aus dem großen, fernen Paris – sich dazu herabgelassen hatte, sie, die junge und unbedarfte Marie Henriod als seine Haushaltshilfe einzustellen. Dass sie weitaus mehr für ihn war, als nur die Frau, die seine Kleider wusch und ihm das Essen kochte, wusste im Dorf niemand. Natürlich gab es Gerede, wenn ein gestandener Mann wie Dr. Pierre Ordinaire mit seinen über fünfzig Jahren ein junges Ding wie Marie in seinen Haushalt aufnahm. Die Leute tuschelten darüber, ob sie nicht vielleicht auch sein Bett wärmte, aber Pierre verstand es, dieses Gerede mit strengem Blick und wenigen Worten zu beenden, sobald er davon hörte.

Er gab Marie einen Kuss auf den Scheitel, dann griff er sich seine Taschen und verließ das Haus. Durch das Fenster konnte Marie ihn zu dem angrenzenden Stall gehen sehen, in dem sie zwei Ziegen, ein Schwein und ein paar Hühner hielten. Außerdem stand darin Roquette, Pierres zähes, kleines Korsenpferd, mit dem er über die schmalen Pfade zu seinen Patienten ritt.

Marie konnte Roquette wiehern hören, als Pierre zu ihm in den Stall trat, und mit einem Lächeln machte sie sich daran, den Tisch abzuräumen.

Pierre war kaum eine Stunde fort, da pochte es an ihrer Türe.

Gut gelaunt ritt Pierre auf Couvet zu. Noch eine knappe Viertelstunde, dann würde er zu Hause sein, bei Marie, die hoffentlich schon mit einem guten Essen auf ihn wartete. Er war hungrig wie ein Bär, aber das war auch kein Wunder, denn er hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen. Die Witwe Marcellin hatte ihm zwar etwas anbieten wollen, während er ihrem Sohn Löffel für Löffel seines *Elixir Vert* einflößte, aber er hatte sich geweigert, etwas anzunehmen, denn er wusste, wie wenig die Witwe und ihr sechzehnjähriger Sohn selbst besaßen.

Jetzt freute er sich auf ein ausgiebiges Mahl mit Marie und dann auf ein paar angenehme Stunden in ihren Armen.

Er lenkte Roquette den Weg zum Dorf hinauf und dort nach rechts, bis er das Haus erreicht hatte, das er seit vier Jahren bewohnte. Als er um die letzte Wegbiegung kam, zögerte er.

Ein fremdes Pferd war vor dem Haus angebunden. Dem Staub nach zu urteilen, der die Beine des Tieres bedeckte, musste sein Reiter von weit her gekommen sein.

Von weit her ...

Aus Paris?

Schlagartig zog sich Pierres Magen zusammen, doch er schalt sich einen Narren. Es musste überhaupt nichts zu bedeuten haben! Der Reiter konnte aus einem Nachbartal stammen. Vielleicht hatte er von Pierres Wunderelixier gehört, das nicht nur Wurmkrankheiten zu heilen vermochte, sondern auch Magen- und Verdauungsprobleme aller Art und sogar das Wechselfieber.

Pierre hielt sein Pferd neben dem des fremden Besuchers an, und er war gerade aus dem Sattel gestiegen, als die Haustür aufflog und Marie herauskam. Ein einziger Blick in ihr Gesicht genügte ihm, um zu ahnen, dass seine Befürchtungen begründet gewesen waren.

„Du hast Besuch“, sagte sie leise.

Und da wusste er, dass der Besucher tatsächlich aus Paris kam.

Mit steifen Schritten betrat er sein Haus. Sein Blick fiel auf einen hochgewachsenen, extrem dünnen Mann, der ihm den Rücken zuwandte. Ein unordentlicher Zopf hing ihm auf den Rücken, auf dem Schemel ein Dreispitz, der ebenso staubig war wie die Beine des Pferdes draußen. Es war nicht nötig, dass der Mann sich umdrehte. Pierre erkannte ihn auch so.

„Antoine“, sagte er.

Seine Vergangenheit. Am Ende hatte sie ihn also doch eingeholt.

Der Besucher drehte sich langsam zu ihm um, und während er das tat, zogen Erinnerungen durch Pierres Geist. Er hörte Musketenfeuer und das triumphierende Gebrüll des Pöbels, er spürte den Sog der Menge, die ihn mitriss, ohne dass er es verhindern konnte, er roch den Pulverdampf und das Blut ...

Der Strom der Erinnerungen riss ab, als sich der Blick der hellblauen Augen Antoines auf ihn richtete. „Pierre.“ Antoines Stimme war heiser und brüchig. Seine Wangen wirkten eingefallen, die Lippen waren rissig, die Haut fahl.

Pierre trat einen Schritt vor. „Du bist krank“, sagte er.

Antoine wollte sich von seinem Stuhl erheben, doch er schaffte es nicht. Auf halbem Wege verließen ihn die Kräfte, und er sank zurück. Sein Gesicht wurde noch blasser. „Das ist der Grund dafür, dass ich hergekommen bin.“

Pierre eilte zu ihm. Einen Augenblick lang schob er alle Erinnerungen, alle Ängste und Befürchtungen von sich und war nur noch Arzt. „Marie, bring mir meine Taschen!“, befahl er, und als sie nicht sofort reagierte, wandte er ihr den Kopf zu. „Sie befinden sich noch an Roquettes Sattel.“

Marie stand regungslos neben der Eingangstür, ihre schmalen Schultern waren verkrampft und zeigten ihre Anspannung.

„Das ist Monsieur Antoine Joseph Santerre“, stellte Pierre seinen unerwarteten Besucher vor. „Seines Zeichens Bierbrauer aus Paris, und er hat um meine Hilfe gebeten. Jetzt eile dich!“

Seine Worte zerrissen den Bann, der auf Marie lag. Sie nickte stumm, dann lief sie, das Geforderte zu holen.

„Bierbrauer.“ Antoine schnaubte, sobald Marie die Stube verlassen hatte. „Ein guter Scherz!“ Auf seiner Stirn stand jetzt Schweiß.

Pierre tupfte ein wenig davon ab, roch daran. Er hatte einen käsigen Geruch.

Nicht gut.

„Wieso? Du bist Bierbrauer. Oder nicht?“ Es war eine Möglichkeit, dem eigentlichen Grund für Antoines Hiersein noch für eine Weile auszuweichen, und Pierre ergriff sie dankbar.

„Ich war es, mein Bester. Ich war es. Im Moment bin

ich nicht viel mehr, als weiteres Kanonenfutter der Jakobiner.“

Pierre, der gerade dabei war, seinem Besucher den Puls zu messen, verzählte sich und schaute überrascht auf. „Seit wann so kritisch der Revolution gegenüber?“

Antoine verzog das Gesicht, als habe er Schmerzen. Dann lachte er verbittert. „Vielleicht bin ich am Ende doch klug geworden.“ Er überlegte und fügte hinzu: „Wie du.“

Pierre verspürte einen starken Widerwillen gegen das, was sein Besucher anzudeuten versuchte. Dementsprechend froh war er, als Marie mit seinen Taschen zurückkam. Sie stellte sie auf den Esstisch und blieb wartend stehen.

„Ich brauche in diesem Falle deine Hilfe nicht“, sagte Pierre zu ihr. „Du solltest dich um Antoinettes Pferd kümmern, denke ich. Und Roquette könnte auch etwas Hafer und eine Abreibung mit Stroh gebrauchen.“

Maries Lippen teilten sich, aber sie verbiss sich die Widerworte. Schweigend nickte sie, dann wandte sie sich um und verschwand abermals.

Pierre durchströmte eine Welle von Zuneigung zu seiner klugen, liebenswerten Marie, aber gleich darauf wandelte sich dieses Gefühl in tiefe, finstere Resignation, denn ihm wurde klar, dass mit Antoinettes Auftauchen seine Tage hier in Couvet gezählt waren.

Gezählt sein mussten.

„Ich war alles andere als ein kluger Mann damals“, nahm er den unterbrochenen Faden des Gespräches wieder auf.

Antoine lachte erneut. Es klang nicht weniger verbittert als zuvor. „Das denkst du allen Ernstes, oder?“

Pierre öffnete seine Taschen und entnahm ihnen mehrere Dosen und Fläschchen. Eines der Fläschchen war leer. Pierre ging in die Küche, spülte es im dort bereitstehenden Eimer sorgsam aus und kehrte damit zu Antoine zurück. „Ich brauche etwas von deinem Wasser.“

Antoine hob fragend die Augenbrauen, doch eine entsprechende Geste Pierres zeigte ihm, was gemeint war. Verblüfft und ein wenig unangenehm berührt nahm er das Fläschchen und drehte es zwischen den Fingern hin und her. „Ich soll hier rein ...“

„... pinkeln! Ja!“

Antoine rührte sich noch immer nicht.

Auffordernd sah Pierre ihn an.

„Ich ...“ Antoine grinste hilflos. „... kann nicht, wenn du zuguckst.“

Pierre verdrehte die Augen. Herrgott, Kerle wie Antoine waren Soldaten, aber wenn sie in Gegenwart eines anderen Mannes in ein kleines Glas pissen sollten, stellten sie sich an wie Waschweiber! „Ich warte draußen.“ Er verließ die Stube und ging nachsehen, ob Marie mit dem Pferd ihres Besuchers zurechtkam.

Marie hatte das riesenhafte Pferd des Fremden zur Hälfte abgerieben, als Pierre aus dem Haus und zu ihr kam.

„Wer ist er? Und was will er hier?“, fragte sie über den Rücken des Tieres hinweg. Sie musste sich dafür auf die Zehenspitzen stellen.

Pierre blieb auf der anderen Seite des Pferdes stehen, und aus irgendeinem Grund hatte Marie das Gefühl, dass er froh war über das Hindernis zwischen ihnen. Sie sah,

wie seine Finger in die Mähne griffen und mit einer der verfilzten Strähnen zu spielen begannen.

„Er hat mit deinen Träumen zu tun, nicht wahr?“ Sie konnte die Frage nur flüstern. Schlagartig standen ihr Tränen in den Augen, und zornig zwinkerte sie dagegen an.

Pierre antwortete nicht sofort.

Marie hielt die Ungewissheit kaum aus. Angespannt trat sie von einem Fuß auf den anderen. Das Pferd des Fremden spürte ihre Angst und schlug unruhig mit dem Kopf.

Pierre streichelte ihm beruhigend den Hals.

„Hat er mit dem Mord zu tun, den du begangen hast?“ Die Frage war heraus, bevor Marie sich auf die Zunge beißen konnte.

Pierres Kopf ruckte zu ihr herum. „Ich habe niemals einen Mord begangen.“ Seine Stimme war sehr leise. Er log nicht, das konnte sie ihm ansehen. Sie sah ihm immer an, wenn er log, und diesmal sagte er die Wahrheit.

Sie war nun vollends verwirrt. „Aber ganz zu Anfang“, murmelte sie, „als du ganz neu im Dorf warst, da sagtest du ...“

„Ich sagte, dass ich des Mordes schuldig bin“, nickte er. Seine Lippen waren jetzt sehr schmal und sehr blass. „Aber ich habe nie behauptet, ein Mörder zu sein.“

Marie stieß ein Schnauben aus. „Was soll das jetzt sein? Haarspalterei? Wie kann ein Mann des Mordes schuldig sein, aber kein Mörder?“

Pierres Miene zerfiel in tausend winzige Scherben, und es gab Marie einen Stich mitten ins Herz. „Ich ...“ Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. „Verzeih“, flüsterte sie schließlich.

Er reagierte nicht sofort. Dann – nachdem mehrere Minuten vergangen waren, in denen er nur dagestanden, in die Ferne gestarrt und mit der Mähne des Pferdes gespielt hatte – nickte er bedächtig. „Schon gut.“ Er machte kehrt, ging zu dem fremden Besucher in die Stube zurück.

Verwirrt und erfüllt von Angst sah Marie ihm nach.

„Hier, bitte.“ Antoine gab Pierre das gefüllte Glas mit seinem Urin.

„Danke.“ Bevor Pierre es sich genauer ansah, blickte er seinem Besucher und Patienten direkt ins Gesicht. „Was führt dich zu mir?“, stellte er nun endlich die Frage, die ihm auf der Seele brannte, seit er Antoines Pferd draußen vor seinem Haus gesehen hatte.

„Ich sagte doch, ich bin krank. Und du giltst als einer der besten Ärzte.“

Pierre machte eine wegwerfende Handbewegung. „Unsinn! Du würdest nicht den weiten Weg von Paris hierher ins Val-de-Travers geritten sein, nur um meinen medizinischen Rat zu hören!“

Antoines schmales, schweißbedecktes Gesicht verzog sich zu einem einseitigen Grinsen. „Ich komme nicht aus Paris. Ich komme direkt aus der Vendée.“

Pierres Augen weiteten sich. Die Vendée lag im Osten Frankreichs, noch etliches weiter von Couvet entfernt als die Hauptstadt. „Hast du etwa ...?“ Die Frage blieb ihm im Halse stecken.

Antoine senkte den Blick, als könne er nicht länger standhalten. „Der Aufstand in der Vendée.“ Er sprach jetzt so leise, dass Pierre ihn kaum noch verstehen konnte.

„Ich war einer der Generäle, die die Jakobiner gegen die Aufständischen geschickt haben.“

Pierre nickte mechanisch. „Zur Verteidigung der Ziele der Revolution.“ Er hatte von den Aufständen in der Vendée gehört – und von den ungezählten Todesopfern, die der Krieg dort gefordert hatte. *Der Bürgerkrieg*, korrigierte er sich im Stillen. Franzosen hatten gegen Franzosen gekämpft, genau wie 1789, als er selbst dabei gewesen war.

Es war ein Bürgerkrieg gewesen.

„Zur Verteidigung der Ziele der Revolution“, wiederholte Antoine. Er klang überraschend verbittert.

Pierre wartete, bis er den Blick wieder hob. „Warum bist du wirklich hier?“ Er wurde sich des Glases in seiner Hand bewusst. Um seine Angst vor der Antwort zu verbergen, hob er es gegen das Licht und nahm eine schnelle Harnschau vor. Der Harn war dunkel. Sehr dunkel.

Ein weiteres schlechtes Zeichen.

Vorsichtig stellte Pierre das Glas auf dem Tisch ab. „Warum, Antoine?“

Antoine fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. „Sie haben mich geschickt.“

„Sie.“

Antoine nickte.

„Die Jakobiner“, murmelte Pierre.

„Das, was seit 1794 noch von ihnen übrig ist.“

„Sie haben mir nicht vergeben, nicht wahr?“ Pierres Hände hatten angefangen zu zittern. Er verschränkte sie hinter dem Rücken, damit Antoine es nicht sah.

„Sie vergeben niemandem.“ Antoine war zunehmend

blass geworden. Seine Zähne schlugen aufeinander, als er weitersprach. „Zur Verteidigung der Ziele der Revolution.“ Seine Stimme triefte vor Hohn, und Pierre gestattete sich einen kleinen Schimmer von Hoffnung.

„Dann bist du nicht hier, um mich ...“

„Doch!“, unterbrach Antoine ihn. Mühsam erhob er sich. „Ich bin hier, weil sie deinen Tod verlangen ...“ Seine Worte erstarben, seine Hand tastete nach dem Degen, der an seiner Seite hing, aber sie verfehlte den Griff und fasste ins Leere.

Im nächsten Moment wurde er ohnmächtig. Pierre konnte gerade noch hinzuspringen und ihn davor bewahren, hart auf dem Boden aufzuschlagen.

„Er will – was?“ Marie glaubte, ihren Ohren nicht zu trauen. Fassungslos sah sie Pierre an.

Der zuckte resigniert die Achseln. „Er ist hier, weil ein Todesurteil über mich ausgesprochen wurde. Antoine soll es vollstrecken. Er soll mich töten.“

Marie spürte, wie ihre Beine unter ihr nachzugeben drohten. Pierre sprang hinzu und schob ihr einen Stuhl hin, sodass sie sich setzen konnte. „Sag, dass das nicht wahr ist!“, hauchte sie.

Er nickte. Es war wahr. Wort für Wort.

„Dieses Urteil ...“ Er musste sich räuspern, um weitersprechen zu können. „Darum bin ich aus Paris weg und hierhergekommen.“

In Maries Kopf überschlugen sich die Gedanken. Sie hatte gewusst, dass Pierre – *ihr* Pierre – vor etwas auf der Flucht war. Sie hatte es all die Jahre geahnt, und nachts, wenn er neben ihr gelegen und sich in seinen Alpträumen

gewunden hatte, war sie sich sicher gewesen, dass er Todesängste auszustehen hatte.

Ihr Blick huschte zu dem Kerl, der in ihrem Bett lag. Der Schweiß auf seiner Stirn war verschwunden, dafür glühte seine Haut jetzt so heftig, dass Marie die Schmerzen, die der Mann erleiden musste, fast körperlich spüren konnte. Aber anders als sonst, wenn Pierre sich um seine Patienten kümmerte, empfand sie diesmal keinerlei Mitleid.

Der Mann war hier, um Pierre zu ermorden!

Herr im Himmel, steh uns bei!

„Was wirst du jetzt tun?“, flüsterte sie.

Pierre warf einen weiteren Blick auf das Uringlas, das er seit mehreren Minuten sachte hin- und herschwenkte. „Was schon? Ihn gesund machen, was sonst?“

Antoine warf unruhig den Kopf von einer Seite auf die andere.

Marie starrte Pierre an. „Wie bitte?“ Ihre Stimme klang dünn. Dünn und kraftlos. Das Herz hämmerte in ihrer Brust, dass sie es bis in ihre Kehle spüren konnte. „Das ist nicht dein Ernst!“

„Doch.“ Mit einer Geste, die sonderbar gleichgültig wirkte, stellte Pierre das Glas wieder weg. „Natürlich ist es das!“

„Du bist ein elender Narr!“ Sie wollte sich erheben, aber es ging nicht. Sie klammerte beide Hände um die Sitzfläche ihres Stuhles, versuchte, sich in die Höhe zu stemmen, aber ihre Knie zitterten einfach zu sehr. Schließlich gab sie es auf. „Narr!“, wiederholte sie.

Pierre hob eine Augenbraue. „Was soll ich denn deiner Meinung nach tun? Ihn sterben lassen?“

Marie nickte und konnte es selbst nicht glauben. „Nein“,

murmelte sie. „Natürlich nicht.“ Sie hatte durch Pierre zum ersten Mal in ihrem Leben vom Hippokratischen Eid gehört, und sie erinnerte sich noch gut daran, wie fasziniert sie von der Idee gewesen war, Menschen zu helfen. Sie hatte sich auch deswegen so rasch und heftig in Pierre verliebt, weil er Menschen das Leben rettete. Doch jetzt – in diesem Moment – fühlte sie sich innerlich wie zerrissen. „Wird er ...“ Sie zögerte, suchte nach den richtigen Worten. „Wird er seinen Befehl trotzdem ausführen, auch wenn du ihm das Leben rettetest?“

Pierres Blick flackerte unsicher. Er wusste es auch nicht genau, dachte sie. Aber er fürchtete es. Und trotzdem kam ihm nicht in den Sinn, diesem Antoine seine Hilfe zu verweigern. *Was, wenn er sterben würde ...* Ihr Herz setzte einen Schlag lang aus und schlug dann mit doppelter Wucht weiter.

Sie wartete auf eine Antwort, aber sie erhielt sie nicht. So gequält sah Pierre aus, dass sie beschloss, für eine Weile das Thema zu wechseln. „Was glaubst du, hat er?“

Pierres Blick huschte von ihrem Patienten zu dem Glas mit dunklem Urin. „Ich vermute, Wechselfieber.“ Plötzlich glühte auch er, aber vor Begeisterung über seinen unverhofften Patienten. Marie wusste, dass er seit Jahren auf eine Gelegenheit wartete, zu beweisen, dass sein *Elixir Vert* gegen diese tödliche Krankheit half. „Vielleicht Schwarzwasserfieber.“

Marie nickte. Fieberanfälle, die mit starker Schweißabsonderung begannen und dann mit einem Glühen der Haut voranschritten. Und der schwarze Urin. Sie hatte in den vergangenen vier Jahren genug von Pierre gelernt, um zu wissen, dass er mit seiner Diagnose wahrscheinlich

richtig lag. „Du glaubst, dass du ihm helfen kannst, nicht wahr?“

Er antwortete nicht, aber sie ahnte, was er dachte. Er verspürte Dankbarkeit. Wie lange schon hatte er um einen Patienten gebetet, durch den er beweisen konnte, wie wirkmächtig seine Medizin war?

Offenbar hatte Gott nun seine Gebete erhört – wenn auch mit dem ihm eigenen, sonderbaren Humor, mit dem er es manchmal zu tun pflegte.

„Sieh mich an!“, bat sie.

Pierre hob langsam den Kopf. Seine Augen waren rot. Müde sah er aus. Zu Tode erschöpft. „Selbst wenn es nicht das Fieber wäre, das er hat, Marie“, flüsterte er. „Ich könnte ihn nicht einfach seinem Schicksal überlassen. Was für ein Arzt wäre ich, wenn ich es täte?“

Eine weitere Frage lag ihr auf der Zunge, aber sie kam nicht dazu, sie auszusprechen, denn er redete bereits weiter.

„Ich bin einmal am Tod eines Menschen schuldig geworden. Ich habe geschworen, dass das niemals wieder vorkommen wird, egal, was es mich kosten mag.“

Marie schluckte. „Dieser Mensch“, fragte sie leise, „an dessen Mord du schuldig geworden bist ... Wer war er?“ Eine Gänsehaut lief ihr vom Scheitel bis zum Steißbein hinunter, weil sie der Lösung dieses Rätsels, das ihn umgab, noch niemals zuvor so nahe gewesen war, wie in diesem Augenblick.

Pierres Lippen teilten sich, schlossen sich wieder.

Marie fürchtete schon, er würde ihr die Antwort erneut schuldig bleiben, aber dann hob er eine Hand an die Augen. Rieb sich die Lider.

Seine Stimme war nur ein Hauch, als er sagte: „Es war Louis Seize. Der König von Frankreich.“

Maries Hände taten die vertraute Arbeit von allein, während ihre Gedanken einen wilden Tanz aufführten. Sie zerrupfte den Wermut, den sie soeben gepflückt hatte, und füllte ihn in ein großes Tongefäß. Dann zerrieb sie in einem Mörser Anis und Fenchel zu einer breiigen Paste, die sie ebenfalls in das Gefäß füllte. Anschließend goss sie so viel Alkohol darauf, dass alles zwei Fingerbreit bedeckt war und verschloss das Gefäß mit einem Stopfen.

Die Destillationsanlage hinter ihr, die Pierre wie stets eigenhändig bediente, simmerte leise vor sich hin.

Seit drei Tagen nun behandelten sie ihren unfreiwilligen Gast schon mit Pierres *Elixir Vert*, und die Kur zeigte tatsächlich verblüffende Erfolge. Das Fieber war gesunken und am dritten Tag nur einmal und sehr schwach wiedergekehrt. Der Urin des Patienten hatte wieder eine gesunde gelbe Farbe angenommen, und ganz allgemein befand sich Antoine auf dem Weg der Besserung.

Marie war während dieser Tage wie auf heißen Kohlen im Haus herumgeschlichen. Zum einen natürlich, weil sie fürchtete, was geschehen würde, sobald ihr Patient kräftig genug zum Aufstehen war. Vorsorglich hatte sie darum seinen Degen an sich genommen und ihn in dem großen Schrank in der Küche eingeschlossen. Aber der eigentliche Grund für ihre Unruhe war das, was Pierre ihr vor drei Tagen gebeichtet hatte.

Er war schuldig am Tod des französischen Königs geworden? Es war Marie unmöglich, das zu glauben! Sie wusste nicht allzu viel über die Revolution, die in

Frankreich stattgefunden hatte, aber sie wusste immerhin, dass man den König Anfang 1793 hingerichtet hatte – mit einer dieser grausigen Maschinen, die ein Kollege von Pierre, ein gewisser Dr. Guillotin, erfunden hatte und als Werk der Menschlichkeit pries.

Menschlich! Marie schnaubte, während sie weitere Wermutstängel nahm und anfang, auch sie zu zerkleinern. Wie konnte es menschlich sein, jemandem den Kopf von den Schultern zu trennen?

Pierre sah von seiner Arbeit auf. Sein Blick war fragend, und das war immerhin ein Fortschritt, denn seitdem dieser Antoine hier aufgetaucht war, war Pierre ihr eher wortkarg und abwesend erschienen.

„Worüber denkst du nach?“, erkundigte er sich nun.

Marie beschloss, sein unerwartetes Interesse auszunutzen. „Über die Revolution in Frankreich“, gestand sie.

Pierres Miene verfinsterte sich. Es war deutlich, dass er gehofft hatte, sie werde das Thema einfach auf sich beruhen lassen.

Doch da kannte er Marie schlecht. „Wie willst du am Tod des Königs schuldig geworden sein?“, fragte sie rasch, bevor sie der Mut verließ.

Pierre hob eine Hand, wie um die Frage vom Tisch zu wischen, doch eine Stimme hinter Marie sagte: „Er gehörte dem Konvent an, der Louis zum Tode verurteilte.“

Mit einem Ruck fuhr sie herum. Antoine war aufgewacht und hatte sich von seinem Krankenlager erhoben!

Er war immer noch blass, aber er wirkte kräftiger als all die Tage zuvor. Seine Augen glänzten nicht mehr fiebrig, und obwohl er sich am Türrahmen festhalten musste, wirkte er entschlossen und tatkräftig.

Marie presste eine Hand auf ihren Mund.

„Keine Angst“, beruhigte sie Pierre. „Er wird mir nichts tun.“ Aber in seinem Blick flackerte ein fragender Ausdruck, der Marie zeigte, dass er sich dessen nicht wirklich sicher war.

„Nein“, sagte Antoine. „Das werde ich nicht.“ Er kehrte zu seinem Lager zurück, ließ sich mit einem Seufzen darauf nieder und lehnte sich an das Betthaupt.

„Aber ich bin sicher, dass ich nicht der einzige bin, der Jagd auf dich macht.“

Pierre nickte düster, und in diesem Augenblick wusste Marie, dass sie ihn verlieren würde.

„Was geht hier vor?“, flüsterte sie. Tränen drängten sich hinter ihre Lider, und diesmal zwinkerte sie sie nicht fort.

Und nun – nach so vielen Jahren endlich – erzählte Pierre es ihr.

Alles.

Er war Teil der Revolution gewesen. Durch einen Zufall hatte er sich an jenem Tag in der Nähe der Bastille befunden, als das Volk sich gegen dieses Bollwerk der Monarchie erhob, und ohne es recht zu wollen, war er in den Kampf hineingezogen worden. Und ebenfalls durch Zufall hatte er dabei Antoine Joseph Santerre getroffen und ihn vor der tödlichen Klinge eines Bajonetts bewahrt. Aus dieser Begegnung war eine Freundschaft erwachsen. Antoine hatte drei Jahre später dafür gesorgt, dass Pierre mit ihm gemeinsam in das neue Parlament gewählt wurde, den sogenannten Konvent.

„Da hielt ich es noch für eine gute Sache“, sagte Pierre düster zu Marie. „Aber als es darum ging, zu entscheiden,

was mit dem König geschehen sollte, begriff ich, dass es nicht um einen gerechten Prozess gehen würde.“

Antoine stieß ein leises, bitteres Lachen aus. „Für die Revolution war es notwendig, dass Louis starb“, murmelte er.

Marie hatte nicht das Gefühl, dass er meinte, was er sagte, aber bevor sie fragen konnte, was er wirklich dachte, fuhr Pierre bereits fort: „Ja. Ich erinnere mich an die Brandrede von Robespierre. *Louis muss sterben, weil das Vaterland leben muss*, sagte er.“

Marie blickte von einem zum anderen, ohne zu verstehen.

Antoine erklärte es ihr. „Nach dem damaligen Recht galt der König noch als heilig und unverletzlich, aber die Revolution hatte ihn trotzdem festgenommen. Wenn der Konvent ihn nun für unschuldig erklärt hätte, hätte das bedeutet, dass die Revolution ihn unrechtmäßig vom Thron gestoßen hatte. Das durfte natürlich auf keinen Fall sein.“

„Weil es die Revolution gefährdet hätte“, ergänzte Pierre.

Marie begann zu begreifen. „Dann stand von Anfang an fest, dass er sterben musste.“

Pierre schüttelte den Kopf. „Nicht ganz. Jeder Angehörige des Konvents sollte selbst entscheiden.“

Eine lange, quälende Pause entstand.

„Und?“, fragte Marie endlich. „Wofür hast du gestimmt?“

Pierre stützte den Kopf in beide Hände. Es war eine Geste, die sehr erschöpft aussah. „Für gar nichts. Ich habe den Konvent verlassen, bevor es zur Abstimmung kam.“

„Er war nicht der Einzige. Robespierre und die anderen hielten es für Verrat“, fuhr Antoine fort. „Darum erging der Befehl, die Verräter zu jagen und zu töten.“

Marie nickte langsam. „Und das war der Grund, warum du aus Frankreich geflohen bist und hierherkamst.“ Sie dachte nach. „Aber was ich nicht verstehe: Warum bist du der Meinung, dass du am Tod von Louis schuldig geworden bist? Du hast nicht mit abgestimmt.“

Pierre hob den Kopf. „Jede Nacht, wenn ich diesen Alptraum habe“, sagte er, „sehe ich mich vor dem Konvent stehen und meine Stimme abgeben. Ich halte eine Rede darüber, wie heilig uns das Leben sein sollte, und dann sehe ich, wie ich einige der anderen Parlamentsmitglieder überzeuge, zugunsten des Königs zu stimmen.“ Er stieß ein gequältes Stöhnen aus. „Die Abstimmung war denkbar knapp, Marie.“

Antoine wusste die genauen Zahlen. „387 Abgeordnete stimmten gegen den König, 334 für ihn.“

„Wenn ich nicht feige gewesen wäre, wenn ich meine Rede gehalten hätte, hätte ich vielleicht verhindern können, dass ...“

Antoine brachte ihn mit einer freundschaftlichen Geste zum Schweigen. „Du hättest nicht das Geringste tun können. Du wärest vermutlich eher Gefahr gelaufen, selbst unter der Guillotine zu landen, wie viele andere auch.“ Er lächelte wehmütig. „Zum Wohle der Revolution.“

Lange Zeit saßen die beiden Männer da und starrten schweigend vor sich hin. Marie wusste nicht recht, was sie denken sollte. War die Gefahr, in der sich Pierre durch Antoinettes Auftauchen gewährt hatte, nun gebannt oder nicht?

**Der erste Krimi-Bestseller
des 19. Jahrhunderts!**

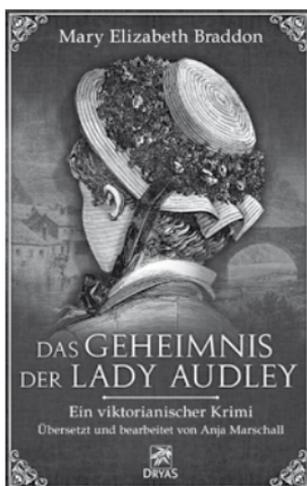
Mary Elizabeth Braddon (1837–1915).
Übersetzt und bearbeitet von Anja Marschall.

Das GEHEIMNIS der LADY AUDLEY

Dryas Verlag, Taschenbuch, 334 Seiten,
ISBN 978-3-940855-47-3

Ein Londoner Anwalt versucht, den Mord an seinem Freund aufzuklären, doch die wunderschöne Lady Audley will dies mit allen Mitteln verhindern. Ihm wird schnell klar, dass Lady Audley ein dunkles Geheimnis hütet. Um den Mörder seines Freundes finden zu können, muss er es lüften.

Ein spannendes Katz-und-Maus-Spiel beginnt zwischen dem jungen Mann und der mysteriösen Frau.



*“Romantik, Spannung und Psychologie vermischt
Mary Elizabeth Braddon zu einem beeindruckenden Roman
vor viktorianischer Kulisse. Für alle Leser, die Krimis
und Jane Austen lieben, ein Muss!” (www.buchhexe.com)*


DRYAS